

Kopf fiel zwischen die Schultern zurück, als hätte irgendetwas, ein starker Windstoß, ihn erfasst, und ein plötzliches Entsetzen traf mich so heftig, wie wenn man ein zertrümmertes Auto sieht, mit den Leichen noch drin.

Ich schnappte nach Luft, holte scharf Atem und gab einen Laut von mir, einen schrecklichen, unmenschlichen Laut, wie ein Ächzen. Dann weinte ich. In einem Augenblick war mein Gesicht noch trocken und meine Brust ganz ruhig, und im nächsten Moment lief mir das Wasser nur so über die Wangen, tropfte auf mein T-Shirt, und ich schluchzte wie ein kleines Kind. Ich war wie wahnsinnig, von Panik überfallen, als sei ich außer Kontrolle geraten, als hätte ich etwas losgelassen, das ich nie wieder einfangen konnte.

Aber ich weiß nicht, warum ich Ihnen das alles überhaupt erzähle, denn wahrscheinlich kennen Sie das. Weil Ihnen das wahrscheinlich auch schon passiert ist.

Kapitel 2

Am Anfang, in der ersten Nacht, herrschten verständnisloser Schmerz und Schock. In der Woche danach wurde daraus ein Nichts, ein Schwebezustand, eine Leere.

Nach dem ersten Mal weinte ich nicht wieder. Vielleicht hatte es mich zu sehr geängstigt. Es war so archaisch und gewaltig gewesen. So hatte ich noch nie geweint, außer damals, als meine Mutter mich verließ.

Ich saß zu Hause herum, weil ich nicht wusste, was ich tun sollte. Auf einmal war ich so verwirrt und planlos.

Ich konnte nicht zur Arbeit gehen, weil ich mit Fred arbeitete, und das war nun natürlich auch vorbei.

Also rief ich Michael, der in der Galerie arbeitete, zu Hause an, damit ich Fred nicht sprechen musste, und sagte ihm, dass ich nicht mehr kommen würde. »Fred weiß es wahrscheinlich schon«, fügte ich hinzu. »Was sollte er anderes erwarten? Aber ich dachte, ich sag dir trotzdem Bescheid. Damit du Bescheid weißt. Ich wollte dir nur Bescheid sagen.«

Michael war es peinlich. In seiner Stimme lag Mitgefühl, aber ich merkte, dass er nicht allein im Zimmer war. »Er hat es mir schon erzählt«, erwiderte er.

Es kam mir so vor, als werde alles, was ich wusste und glaubte, unter mir fortgespült, wie Wasser, das in einem Strudel im Abfluss verschwindet. Was sollte das heißen, »Er hat es mir schon erzählt«?

»Du bekommst einen Scheck«, sagte Michael. »Eine Abfindung, so was in der Art. Du bekommst Geld.« Als würde dadurch alles leichter.

Im Hintergrund knallte jemand eine Tür zu. Ich hörte Stimmen am anderen Ende der Leitung, schwatzende abendliche Stimmen, da draußen in der Stadt, wo Menschen Spaß hatten.

»Es tut mir Leid«, sagte er.

»Ja«, erwiderte ich. »Das sagen sie alle.«

Ich blieb zu Hause und ließ die Rollos unten aus Angst vor dem Licht. Ich badete viel. Dann kam mein Freund Paco aus Paris zurück, wo er das vergangene Jahr verbracht hatte, und das Erste, was er nach seiner Rückkehr tat, war bei mir vorbeizuschauen. Er hielt nicht viel vom Telefonieren.

Ich öffnete die Tür.

»He«, sagte Paco.

Er trug eine schwarze Hose und ein zerknittertes blaues Hemd; seine Haare waren länger als vorher, und er war ein wenig gebräunt, als hätte er ein Wochenende an irgendeinem heißen Ort verbracht; außerdem trug er eine grüne Sonnenbrille und einen Drei-Tage-Bart. Auf dem Rücken balancierte er einen Seesack aus Segeltuch, wie die, mit denen Seeleute in den Vierzigerjahren auf Landurlaub gegangen waren.

Ich merkte, wie ich erschrak, weil es nicht Fred war, der mir sagen wollte, dass er einen schrecklichen Fehler gemacht hatte, weil ich merkte, dass ich eigentlich ihn erwartet hatte. Ich stand da und starrte Paco an, nahm die kleinsten Details seiner Erscheinung in mich auf, als wolle ich mir damit genug Zeit geben, um zu erkennen, dass dies nicht die Szene war, die mein Verstand mir so schnell vorgespielt hatte. Er hatte einen Riss im linken Hosenbein, und um seinen Mund lagen kleine Fältchen von Müdigkeit.

»Was ist denn mit dir passiert?«, fragte er. »Du siehst ja aus wie ein Wrack.«

Er küsste mich auf beide Wangen, legte mir den Arm um die Schultern und drückte mich an sich, und dann kam er herein und stellte seinen Seesack ab und blickte sich um.

»Kann ich ein paar Nächte hier bleiben?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich.

»Na dann«, sagte er.

Er ging zum Kühlschrank, holte zwei Bier heraus, gab mir eines davon, setzte sich in eines meiner beiden Sofas, wartete, bis ich in dem anderen saß, lächelte mich an, dass sein Goldzahn blitzte, trank von seinem Bier, stellte es ab, holte eine Packung Zigaretten hervor, eine ausländische Marke, die ich nicht kannte, zündete sich eine an, zog ein paar Mal daran, lehnte sich zurück und sah mir in die Augen.

»Und«, begann er. »Willst du es mir erzählen?«

»Fred hat mit mir Schluss gemacht«, erwiderte ich.

Meine Stimme kam ganz tonlos und stumpf aus meinem Mund, als sei gar kein Leben mehr darin. Die Worte klangen seltsam und fremd, als sollte ich so etwas nur über jemand anderen sagen.

Paco hob die Augenbrauen, verzog den Mund und seufzte laut.

»Ach, Iris«, seufzte er. »Das ist nicht fair.«

»Ha«, sagte ich. »Ich weiß gar nicht, was es ist. Es ist entsetzlich. Aber vor allem ist es merkwürdig.«

»Ja«, meinte Paco.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er hatte lange Finger mit zarten rosa Fingernägeln. Seine Nägel waren immer sehr sauber und perfekt manikürt, was irgendwie überraschte, denn ansonsten sah er nie übermäßig gepflegt aus. Er trug seine Klamotten einfach irgendwie, oft kaum gebügelt, auch sein Haar war manchmal ungewaschen, und meistens hätte er sich mal wieder rasieren können. Aber er hatte wunderschöne, zierliche, saubere Hände, wie ein Pianist. All das fiel mir wieder ein, und plötzlich war ich überglücklich, ihn zu sehen.

»Ach, Paco«, sagte ich. »Ich weiß auch nicht. Er ist einfach eines Abends vorbeigekommen und hat gesagt, dass es aus ist.«

»Einfach so?«, fragte Paco. »Nach neun Jahren?«

»Nach neun Jahren«, bestätigte ich. »Und jetzt stehe ich vor dieser riesigen Leere. Ich habe mich in den letzten sieben Tagen nicht bewegt, nicht gesprochen. Ich konnte nur immer in der Badewanne sitzen.«

»Wie in *Die Glasglocke*«, stellte Paco fest. Er liebte Sylvia Plath, kannte alle ihre Gedichte auswendig. »Vielleicht gibt es Dinge«, fügte er hinzu, »die nicht durch ein heißes Bad zu retten sind, aber ich wüsste nicht, was das sein soll. Irgendwie so.«

Ich starrte ihn stumm an, als spreche er russisch.

»Ich war auch mal verliebt«, sagte er.

Ich sah ihn wieder an, diesmal überrascht. Er wurde ständig von Frauen umschwärmt, aber ich hätte nie gedacht, dass sie ihm so nahe kamen.

»War ich«, bestätigte er, als er meinen Blick bemerkte.

»Das ist lange her. Ein Mädchen, das ich in Mexico City gesehen habe. Sie hat mich nicht mal angeschaut. Es war, als existiere ich gar nicht, als hätte ich mir nur vorgestellt, dass es mich gibt. Sie war ein reiches Mädchen, und ich war ein armer Junge, also war sie vielleicht dazu erzogen worden, mich nicht wahrzunehmen. Das hat mich zum Weinen gebracht.«

»Oh, Paco«, seufzte ich, »ich bin so froh, dass du wieder da bist.«

Wir blieben sehr lange auf. Wir tranken noch ein paar Bier und dann eine Flasche starken Cognac, den Paco am Flughafen in Paris gekauft hatte. Wir hörten uns *Come Fly With Me* von Frank Sinatra an, eines der Alben, die er 1953 für Capitol Records aufgenommen hatte; Billy May hatte das Orchester dirigiert und die Songs so arrangiert, wie es ihm gefiel.

Billy May stammte aus Pittsburgh und spielte Trompete; Mitte der Vierzigerjahre zog er nach Los Angeles und arbeitete mit Glenn Miller und Alvino Rey; dann ging er mit seiner Band auf Tour, und als er wieder zurückkam, fing Capitol ihn ein und stellte ihn mit Frank in ein Studio. Sie brauchten nur drei Sessions, um das Album aufzunehmen, und, ach, es ist himmlisch. *Come Fly With Me* von Sammy Cohn und Jimmy Van Heusen ist drauf, und *Autumn in New York* von Vernon Duke, und *Isle of Capri* von Will Grosz und Jimmy Kennedy. Das ist die Art von Songs, die alte Leute meinen, wenn sie sagen, dass heute einfach keine solchen Lieder mehr geschrieben werden.

Es war Paco, der mich auf Sinatra brachte, als ich sechzehn war. Wir lernten uns zufällig kennen, in einem Café in Soho an einem schwülen Sommerwochenende. Ich sah mir die Jukebox an auf der Suche nach Duran Duran und Adam and the Ants, denn das war das Zeitalter der neuen Romantiker, aber es gab nur komisches Zeug von Leuten wie Tony Bennett und Bobby Darin, und ich suchte weiter, weil ich nicht recht wusste, was ich nehmen sollte, da stellte sich Paco neben mich und sagte: »Ich würde es mal mit 5A versuchen«, und ich dachte: Was soll's, ein Versuch kann nicht schaden. Also drückte ich 5A, und das war Frank Sinatra mit Johnny Mercers *One For My Baby*.

Es fängt mit fernen, sehnsüchtigen Klavierklängen an, wie in einer Bar im Nirgendwo, in der ein müder Pianist vielleicht nach einem Bourbon und einer Lucky

Strike zu viel die Hände über die Tasten gleiten lässt, weil er nichts Besseres zu tun hat. Dann setzt die Stimme ein, leise und resigniert und voll nächtlicher Traurigkeit, sie ist jeder einsame Trinker, den man in jedem Schwarzweiß-Film gesehen hat, in dem ein Weibsbild irgendeinen armen Teufel hat sitzen lassen; jetzt ist er ganz allein, und nur der schweigende Barkeeper leistet ihm Gesellschaft. Dann setzen diese schmelzenden Streicher ein, so leise, dass man sie kaum bemerkt, das Klavier spielt weiter, Frank singt allmählich lauter, so dass man weiß, es ist ihm ernst, aber dieser Mann kann nicht an gegen die leere Nacht, und obwohl er all dem noch trotzt, weiß man, dass er geschlagen ist; und wenn man denkt, dass man nur dieser Stimme und dem Klavier überlassen ist, ertönt ein furchtbar trauriges Saxophon aus dem Nichts, ein einsames, stürmisches altes Saxophon, die Streicher lodern auf und verglühen, und dann bleiben wieder nur Frank und das Klavier; man kann ihn förmlich sehen, wie er in der dunklen, leeren Kneipe sitzt und auf diese Frau wartet, die nicht wiederkommt, *and it's one for my baby and one for the road*.

Solche Musik hatte ich noch nie gehört. Ich bin nicht damit groß geworden: Meine Mutter mochte Joan Baez und Joni Mitchell und Bob Dylan, denn das war ihre Zeit, das waren ihre Überzeugungen, und als ich dann alt genug war, hörte ich Radio Luxembourg, spät nachts unter der Bettdecke, und die spielten nie so etwas wie Frankie-Boy. Sie spielten junge Musik, nicht dieses Alte-Leute-Zeug. Ich meine, Sinatra war nur irgend so ein Barklimperer, ein Las-Vegas-Typ, wie Sammy Davis Jr. und Dino Martin und die ganzen anderen alten Saufnasen, mehr wusste ich nicht von ihm. Ich kannte *New York, New York* und *I Did It My Way*, denn die kannte schließlich jeder, aber das war auch schon alles.

Dann kam Paco und führte mich zu diesem Song in der Jukebox, und ich spürte, wie sich in meinem Bauch etwas regte, als erkenne ich etwas wieder, wie wenn man nach einer langen Reise zum ersten Mal das Meer sehen kann. So wurden wir Freunde, Paco und ich. Und immer, wenn wir jetzt zusammen sind, hören wir Sinatra, weil das zu der Kurzschrift gehört, die uns zusammenhält; wir müssen gar nichts sagen, aber wir denken an jenes erste Mal und all die Male seither, bei denen es nur uns und Frankie gab und das ganze andere Zeug gar nicht mehr so wichtig war.

Am nächsten Morgen erwachte ich sehr spät. Das Licht hatte sich schon weit in die Wohnung vorgetastet, und ich war desorientiert und verwirrt, als hätte mich jemand falsch herum hingelegt. Zuerst dachte ich, es wären Leute in der Wohnung, aber das war nur das Radio. Ich setzte mich im Bett auf und schaute durch die offene Tür ins Wohnzimmer hinüber. Pacos Sachen waren auf dem Sofa verteilt; die Kissen waren eingedrückt, wo er geschlafen hatte.

Er stand am anderen Ende des Raumes, wo eine Wand von der Küchenzeile eingenommen wurde. Es gab eigentlich keine Küche: Es gab eine Wand voll Regale für Töpfe und Pfannen, eine Spüle, einen Gasherd und eine Arbeitsplatte, die man herunterklappen konnte. Dort stand Paco, vor sich braune Papiertüten, ein Messer in der Hand, die Ärmel bis über den Ellbogen hoch gerollt, so dass man seine starken,